

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1939

253 (28.10.1939)

Liebes altes Danzig

Danziger Tageblatt

Winstädter Bote

(8. Fortsetzung)

Er hielt nichts von dieser modernen Art des Geschäftslebens, von dieser Beweglichkeit und Leichtigkeit. Ihm war ein Geschäft, das nicht im Büro abgeschlossen wurde, unheimlich, und doch mußte er sich überzeugen lassen, denn was sein Sohn in den zwei Jahren aus der verkrachten Firma Hellbrink gemacht hatte, war direkt erstaunlich.

Der schnelle Kauf hatte sich als Spekulation ersten Ranges erwiesen und Stephan jun. als Kaufmann von weitestem Blick.

Schwere Schritte kamen die Treppe herauf, des Vaters graues Haupt erschien.

„Du, Vater, am Vormittag und in der Bürozeit?“

„Halt nicht um vor Erstaunen, ich lerne eben von dir noch manche dir's nach.“

Tabei machte er ein verächtlich vergnügtes Gesicht.

„Wißt mir wohl zu den neuen Erfolgen gratulieren?“

„A du Hafunkel! Nein, aber ich habe etwas anderes, ein großes Geschäft.“

„Sage mir es lieber nicht, sonst schnappe ich es dir ab.“

„Siehst du, wie anständig ich bin? Ich will es mit dir zusammen machen.“

„Hast wohl Angst?“

„Junge, nicht zu feil!“

„Was ist's denn?“

„Ich sage dir doch: ein Millionengeschäft — und wir machen es zusammen.“

„Dann muß ich erst recht wissen, was es ist, vielleicht ist es mir nicht sicher genug.“

Er lachte dem Vater gerade ins Gesicht, und der alte Stephan, der viel zu stolz auf ihn war, lächelte auch.

„Nichts erzähle ich dir. Wir fahren heute zusammen nach Berlin.“

„Nach? Ich, ein wenig Abwechslung ist nicht zu verachten.“

„Und vom Geschäft sprechen wir erst in Berlin.“

„Kinetwegen.“

„Kannst du überhaupt weg?“

„In einem ordentlichen Geschäft ist immer alles so, daß der Chef auf ein paar Tage abkommen kann, oder dauert es lange?“

„Wenn alles klappt, können wir in drei Tagen zurück sein.“

„Gut, und wann fahren wir?“

„Mit dem Nachzug.“

„Ich bin an der Bahn.“

„Wißt wohl schrecklich neugierig?“

„Gar nicht, so viel wie ich an diesen beiden neuen Aufträgen verdienen, kann's ja nicht kosten.“

Der alte Kampmann kam gegen den Humor des Sohnes nicht auf und ging zufrieden nach Hause. Wenn der Junge erst in Berlin war, dann würde er ihn schon weiter bearbeiten; denn das Weihnachtsgeschenk, das er seiner Frau zugedacht, und gleichzeitig das Millionengeschäft, das er dem Sohne gepriesen, war nichts anderes als die Verlobung mit Eva Koch.

Sie langten nach einer im Schlafwagen durchschlummerten Nacht guter Dinge in Berlin an und stiegen im Hotel „Edison“ ab.

Als sie beim Frühstück saßen, fing der Sohn an:

„Nun also, was ist's mit dem Geschäft?“

„Warum so eilig? Das kommt auch morgen zurecht. Ich wollen wir uns erst mal ausruhen, und dann machen wir Direktor Koch unseren Besuch.“

„Ist der auch daran beteiligt?“

„Wahrscheinlich, aber sprich nicht davon. Das muß ganz natürlich geschehen.“

Als sie wieder im Hotelzimmer saßen — der Vater hatte Kaffee bestellt und gute Importen dazu —, streckte sich der Kommerzienrat behaglich in seinem Klubstuhl, lehnte die Füße an den Kamin und sagte absichtlich leichthin:

„Sind doch wirklich nette Leute, die Kochs.“

„Gewiß.“

„Wie hat dir das Mädchen gefallen?“

„Hat sich famos herausgemacht. Wirklich eine ganze Dame ist sie geworden. Dabei hübsch und, wie es scheint, auch sonst sehr nett.“

„Hat sie dir also gefallen?“

„Vorzüglich.“

Der Handelsherr hob weder den Kopf noch die Stimme, sondern sprach, indem er ruhig die Rauchwolken seiner Zigarre zur Decke blies:

„Das freut mich. Dann mache Mutter und mir die größte Weihnachtsfreude, gehe morgen zu Direktor Koch und halte um ihre Hand an.“

Stephan der Jüngere war aufgesprungen

„Du scherzest, Vater.“

„Ich scherze nie mit so wichtigen Dingen.“

Stephan ließ im Zimmer auf und nieder und versuchte, ruhig zu werden.

„Ist das vielleicht das Geschäft, wegen dessen wir nach Berlin gekommen sind?“

„Nein, das hat der Vater ihm an.“

„Und wenn es so wäre?“

„Was ein abgekartetes Spiel zwischen Koch und dir?“

Er sprach erregt, aber der Vater blieb um so ruhiger.

„Kein Gedanke. Koch hat keine Ahnung und seine Familie noch weniger.“

„Warum hast du mir das in Danzig nicht gesagt?“

„Weil du sie dir erst ansehen solltest. Aber nun, wo sie dir gefällt —“

„Dann hätten wir gar nicht reisen brauchen.“

„Soll das eine Ablage sein?“

„Ich kann Eva Koch nicht heiraten.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich sie nicht liebe.“

„Du bist poetischer als ich glaubte. Höre einmal zu. Ich habe Lust, mich zur Ruhe zu setzen und die auch die Leitung der Firma Kampmann zu übertragen. Es ist ein seltener Fall, aber auch die Mutter möchte ihr Leben noch etwas freier genießen. Zudem weiß ich, daß ich es ruhig kann. Ich will dir keine Schmeicheleien sagen, aber durch das, was du in den zwei Jahren aus der Firma Hellbrink gemacht hast —“

„Ich brauchte nur einige Fehler zu verbessern und auf der soliden, vortrefflichen Basis der Firma weiterzuarbeiten.“

„Gleichviel — deine Tätigkeit gibt mir die Gewißheit, daß du auch die Firma Kampmann hochhalten wirst. Ich gehöre einer vergangenen Zeit an, aber du bist das moderne Leben.“

„Aber Vater, was hat das alles mit Eva Koch zu tun?“

„Ein Junges ist nur ein halber Mensch. Der Chef eines Haushaltes muß eine Hommie haben, schlaft sein, ein Haus machen können. — Du bist bald dreißig, und darum ist es Zeit. Nun paßt Eva Koch in jeder Weise vortrefflich zu dir. Sie hat dich gern, das heißt ein Blinder, sie gefällt dir, und dabei ist die Verbindung eines Handelshauses in der Provinz mit dem Direktor einer Großbank für beide Teile von größtem Vorteil. Ich weiß nicht, warum du dich sperrest, oder hast du besondere Gründe?“

„Ich bitte dich, Vater, dringe nicht in mich. Ich kann deinen Wunsch nicht erfüllen. Ich habe überhaupt nicht die Absicht zu heiraten.“

„Das ist ja Wahnsinn. Ein unheirateter Kampmann! Soll denn das Geschäft zugrunde gehen?“

„Dem alten Kommerzienrat war die Zigarre ausgegangen, er ließ neben dem Sohne auf und nieder.“

„Herrgott, jetzt reißt mir aber die Geduld. Wißt du denn blind, welche Vorteile die eine Ehe mit Eva Koch bietet?“

„Ich denke, ein Stephan Kampmann braucht sich nicht zu verkaufen.“

„Was heißt verkaufen?“

Dann wollte er sie im Frühjahr nach Danzig einladen — halt! Ein Gedanke! Er trat in ein Postamt und schrieb ein Telegramm.

„Wohl an Mutter?“ Der Sohn lächelte bitter.

„Nein, sieh her, an meinen Profuristen. Aber der Inhalt geht dich nichts an. Geschäftssachen der Firma Stephan Kampmann, mit denen der Chef von Paul Hellbrink nichts zu tun hat.“

„Bist auch nicht neugierig.“

„Nun lachien sie beide, und der Handelsherr telegraphierte an seinen Profuristen.“

„So, Bengelchen, nun wollen wir vergnügt sein. Jetzt kaufen wir der Mutter einen neuen Pelz, und dann trinken wir irgendwo Kaffee.“

Wenn der Vater zu ihm, dem Dreißigjährigen, „Bengelchen“ sagte, war er besonders gut gelaunt. Stephan freute sich zwar, daß der Vater sich beruhigt hatte, aber er blieb ein wenig mißtraulich. Gleichviel — die Stimmung war gerettet, und als sie für die Mutter einen kostbaren Pelz und noch allerhand eingekauft hatten, fanden sie sich vor den hohen Spiegelscheiben eines vornehmen Cafés.

„Also gehen wir hier hinein, eine Stunde haben wir bis zur Oper noch Zeit.“

Fast drei Wochen war Horst Hellbrink nun schon als Cellist des Herrn Ferrara im Orchester tätig. Die ersten Tage waren ihm peinlich gewesen, und nachdem er die Besorgnis der Anfangsstunden überwunden und läbig war, sah, ohne immer ängstlich auf die Noten zu sehen, umzuschauen, hatte er oft verstaunte Blicke in das Publikum geworfen, ob dort niemand saße, der ihn kannte.

Und das Gefühl, als müsse er sich seiner neuen Tätigkeit schämen, verschwand bald. Kapellmeister Ferrara hatte wirklich eine klassische Kapelle und gehörte nicht zu denen, die zwischen den Tischen einhergehen und den Stammgästen ein Lieblingsstück vorspielen. Im Gegenteil, zwischen dem Publikum und der Kapelle bestand gar kein Verhältnis. Es kam wohl einmal vor, daß jemand den Kellner schickte und um ein besonderes Stück bat, und daß man dafür eine Runde annehmen mußte, aber den Spender bekam man nicht zu sehen.

Herr Ferrara fühlte sich vollkommen als Künstler und war sehr zurückhaltend — und das Publikum war reine Lausfandschaft. Jeden Abend andere, wie sie gerade vorbestimmen oder abends aus den Theatern strömten. Dabei war sein Verhältnis zu Ferrara ein sehr angenehmes. Der Kapellmeister erkannte in ihm den gebildeten Mann und strebenden Künstler, und er freute sich, ihn zu haben. Dabei war auch seine Tätigkeit eine leichte. Der Spielplan ein kleiner, da man bei der wechselnden Zuschauerschaft fast täglich dasselbe spielte.

So war sein Leben eigentlich viel angenehmer als vorher. Er brauchte täglich nur wenige Noten zu schreiben, und hatte mehr Einkommen und mehr freie Zeit als im Büro. Er konnte stundenlang üben, und spielte dann Ferrara vor, der ihn beriet. War er in einem neuen Stück sicher genug, dann war Ferrara gern bereit, es in seinen Spielplan aufzunehmen.

So fühlte er sich in seiner veränderten Lage wohler als vorher. Zudem hatte er sich einen kleinen Schnurrbart wachsen lassen, um auch sein Äußeres zu ändern, damit er nicht so leicht erkannt werden konnte.

Auch an diesem Abend, als die beiden Kampmann zufällig das Kaffee betreten, sah er in ziemlich guter Laune hinten auf seinem Platze und kümmerte sich nicht um die Gäste. Der Zufall hatte es gefügt, daß der alte Kampmann in der Tür einen Geschäftsfreund, einen sehr stolzen Generalkonsul einer fremden Macht, mit seiner Gattin traf.

„Sieh da, lieber Kampmann und, wie ich annehmen darf, der Herr Sohn! Das nenne ich eine angenehme Überraschung. Kommen Sie, wir wollen ein Stündchen plaudern. Wir setzen uns hierher, wenn es Ihnen recht ist; die Kapelle ist klassisch, und meine Frau sitzt gern in ihrer Kabe.“

So nahmen sie einen Tisch ziemlich vorn. Horst hatte zuerst einige Ensembles zu begleiten und dann kurz vor der kleinen Pause ein Solo.

Jetzt sah er ganz vorn auf dem Podium und unwillkürlich fielen seine Blicke während des Spieles hinunter, und er erkannte die beiden Stephan Kampmann.

Zuerst fühlte er einen Schreck, dann aber war es ihm, als stiege ganz unvermutet ein Stück Heimat vor ihm auf.

Er war ja eine ganz andere, viel harmlosere Natur als Helga. Er hatte in seinem Herzen keine Bitterkeit gegen Stephan Kampmann. Im Gegenteil, er sah in ihm den Retter, der damals das Gespenst eines schimpflichen Zusammenbruchs von ihnen abgewendet.

Danzig stieg vor ihm auf. Sein liebes, altes Danzig! Das Haus in der Braubüchergasse, die Sektore, die auf die Vangebrücke hinausführten, die lieben, alten Giebelhäuser, der Hafen mit seinen Schiffen.

Eine wehmütige Empfindung — Heimweh und doch Freude über die bekannten Gesichter erfüllten ihn, während er das oft gespielte Stück vortrug, und als er geendet, und der Beifall vorüber war, eilte er vom Podium und ging direkt auf den Tisch zu.

Der Generalkonsul machte ein verwundertes Gesicht, als er sah, wie der Rusler auf sie zusteuerte, aber Horst achtete auf nichts und streckte seine beiden Hände aus.

„Herr Kampmann, welche eine Überraschung, und Stephan, lieber alter Jugendfreund, auch du?“

Der alte Kampmann, der Horst sofort erkannt hatte, machte ein abweisendes Gesicht.

„Ich bedaure wirklich, Sie verwechseln vermutlich.“

Horst lachte ganz unbesorgen.

„Nun erkennen Sie mich nicht einmal? Ich bin Horst Hellbrink!“

Der Konsul war aufgestanden.

Stephan der Sohn half der Frau Generalkonsul in ihren Mantel, Stephan der Ältere hatte sein köstliches Gesicht aufgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)